

Michael Lentz

Michael Lentz, geboren am 15. 5. 1964 in Düren. Studium der Germanistik, Geschichte und Philosophie in Aachen und München. 1998 Promotion in Siegen über Lautpoesie und -musik nach 1945. Als Saxofonist und Sprecher regelmäßige Auftritte und Konzerte, seit 1989 im Ensemble des Komponisten Josef Anton Riedl, dessen Schüler er ist. Lesungen, Mitwirkung an Klangperformances, Organisation von Veranstaltungsreihen zur akustischen Kunst verschiedenster Spielarten. Zahlreiche Beiträge auch in Hörfunk und Fernsehen. Nach Gast- und Vertretungsprofessuren am Deutschen Literaturinstitut der Universität Leipzig seit Herbst 2006 ebendort Professor für Literarisches Schreiben. Präsident der Freien Akademie der Künste zu Leipzig, wo er auch die Reihe „Projektionen. Poesie und Film“ kuratiert. Frankfurter Poetik-Vorlesungen (2012/13), Literatur-Dozentur für Weltliteratur der Universität zu Köln (2013), Ernst-Jandl-Dozentur für Poetik, Wien (2019). Michael Lentz lebt in Berlin.

* 15. Mai 1964

von Martin Maurach

Preise

Preise: 1. Preis der Individual Competition beim National Poetry Slam (1998); Staatlicher Förderungspreis für junge Schriftstellerinnen und Schriftsteller, Bayern (1999); Ingeborg-Bachmann-Preis (2001); Förderpreis des Hans-Erich-Nossack-Preises (2002); Förderpreis des Kulturkreises im Bundesverband der Deutschen Industrie (2002); Preis der Literaturhäuser (2005); Walter-Hasenclever-Preis (2012).

Essay

Mit der Verleihung des Klagenfurter Ingeborg-Bachmann-Preises 2001 erlebte der damals 37-jährige Autor Michael Lentz so etwas wie einen Durchbruch beim breiteren Publikum und einem Teil der Medien. In deren Veröffentlichungen wurden ihm Rollen zugeschrieben wie die des „zornigen jungen Mannes“, des Grenzgängers zwischen Literatur und Lautmusik (oder -poesie), des exzessiven Arbeiters (anlässlich der ca. 1200-seitigen Dissertation) und Ausdrucksbesessenen, des zeitgeistfern „experimentellen“ und doch irgendwie auch pop- und slamverdächtigen Poeten. Wo allerdings fast jeder irgendwie Kreative für sich in Anspruch nimmt, in Grenzbereichen zu arbeiten beziehungsweise Grenzen zu überschreiten, taugt solche Metaphorik kaum mehr zur Charakterisierung. Ebenso verliert – selbst wo es in der Tat um Rollenspiele geht – die Unterscheidung von ‚Rollen‘ und ‚Identitäten‘ ihre Kraft, wenn Letztere sich so rasch wechseln lassen wie noch vor wenigen Jahren wohl nur Theaterkostüme.

Eine gewisse Strenge und Sprödeheit des lentschen Schreibens lässt sich indes feststellen. Unbestreitbar ist der Autor immer zugleich auch Musiker und

Performer und reagiert dabei sehr genau auf das multimediale Überangebot, von dem jeder Text und jedes Musikstück heute umstellt ist, und auf die Fülle des scheinbar als Tradition und Zitat Verfügbaren. Ein wesentlicher Antrieb seiner Produktion liegt in der Auseinandersetzung mit Sprache und Sprechen angesichts der Schwierigkeit, ja Beinahe-Unmöglichkeit, durch Sprache überhaupt etwas zu vermitteln – und dies womöglich noch in Erfüllung traditioneller Erwartungen an dichterisch-tiefe Sinngebungen. Insofern Lentz mit derartigen Erwartungen nichts im Sinn hat, gehören seine Texte tatsächlich zu jener Spielart intermedialer Literatur, die sich dem Paradoxon eines auf bewusste Weise jeweils erst individuell entwickelten Zeichengebrauchs *in actu* unterwirft und daher mitunter gern etwas hilflos als „experimentell“ bezeichnet wird.

Die Unmöglichkeit einer vom Text ‚ablösbaren‘ Aussage – abgesehen von einer gewissen bärbeißigen Komik und Verzweiflung – wird in den performativen Schichten von Lentz‘ Arbeiten (Lesungen, Konzerte, (Laut-)Performances) quasi-dramaturgisch ausagiert und zwar auf eine untergründig an Samuel Becketts Figuren erinnernde Weise – wenn auch mit völlig anderen Mitteln. Gemessen an traditionellen Kunsterwartungen gibt es von den genannten Voraussetzungen her eben nur Alltägliches oder Tautologisches zu sagen, dies aber mitunter mit der Intensität eines sprechenden Maschinengewehrs und in jedem Fall mit einer hohen Sensibilität für die Anordnung von Sprachlauten unterhalb der Wortebene. Hier erhält auch der von Lentz‘ rheinischer Herkunft geprägte Regiolekt eine Funktion als Kunstmittel – freilich ohne dass die Texte in ihrer Wirkung auf die entsprechende Stimmfärbung angewiesen wären (was auf den zugehörigen Wortschatz mitunter schon eher zutrifft).

In zahlreichen Texten erscheint die Auseinandersetzung mit dem nicht Sagbaren als Bemühen, das Überangebot sprachlicher Zeichen – gelegentlich mit musikalischen Mitteln – zu verdichten und zu reduzieren. Die wichtigsten Verfahren dazu sind das Anagrammgedicht, häufig verwendete Kontaminierungen zweier oder mehrerer überkommener Formulierungen oder Redensarten, die ineinander gestaucht werden („Wo niemand noch niemals noch war“, in „Muttersterben“, 2002), und schließlich die vor allem in „ODER. Prosa“ (1998) fast exzessiv gebrauchte Referenz auf das eigene Schreiben, die Fremd- und Selbstzitate.

Gelegentlich demonstriert Lentz – gegenläufig zu den Verfahren der Verdichtung – auch den redundanten Gebrauch gesprochener Alltagssprache mit Hilfe zahlreicher Wiederholungen. Dazu dienen Texte, die Originalton-Protokollen ähneln („scheidtplatz, richtung am hart. eine wahrheit“, in: „ODER“). Weitere häufige ‚Stilmittel‘ sind die Verwendung von Umgangssprachlichem bis hin zur so genannten Vulgärsprache besonders für Sexuelles, der lexikalisch abweichende Gebrauch einzelner Wörter, die vorgeblich mit anderen, klangähnlichen ‚verwechselt‘ werden, sowie die Umstellungen der gewohnten Wortfolge auf eine Weise, die mitunter an die infinitivische ‚heruntergekommene Sprache‘ Ernst Jandls erinnert.

Das poetische Verfahren des Anagramms verdeutlicht, inwieweit jeder ‚Griff‘ in die Sprache gleichsam deren ganzes Zeichenrepertoire mit erfasst. In jedem Text stecken potenziell alle anderen Texte, weil das Alphabet eben nur eine begrenzte Zahl von Buchstaben aufweist. Anagrammtexte machen die Leser daher zu Zeugen dafür, wie die Binnenstrukturen von Signifikanten ineinander

fließen können. Wo wir als Lesende Zeichen und Bezeichnetes selbstverständlich zu unterscheiden gewohnt sind, verweist das Anagramm auf den permanenten Skandal des Zusammenfallens von Akzidens und Substanz. Setzt man voraus, dass Bedeutungen in irgendeiner Form in einem Text ‚gegenwärtig‘ sind, müsste das tendenziell für alle Bedeutungen gelten, und zwar in jedem beliebigen Text. Aus der Distanz zu solchen schlichten, aber anscheinend kaum nachhaltig revidierbaren Alltagssemantiken beziehen anagrammatische Texte die Energien ihres Spiels.

„Neue Anagramme“ (1998) enthält überwiegend Anagrammgedichte in ihrer strengsten Form. Ausschließlich eine vorgegebene Titelzeile, gelegentlich auch ein Satz oder ein Name, wird zeilenweise verarbeitet. Sehr häufig besteht das Ausgangsmaterial daher aus Zitaten oder sonstwie ‚Vorgefundenem‘. Im Rahmen dieser strengen Formvorgabe entsteht eine große Vielfalt verschiedenartiger Texte, von einer auf anagrammatischem Wege erneuerten Gedankenlyrik („Ist es so auf Erden?“, nach Jesse Thoor) bis zu abstrakteren, stark von Neologismen geprägten Gebilden. Einige Texte gehen in innere Dialoge über, andere sind explizit als Sprechtexte gekennzeichnet. Eine Reihe zusätzlicher Regeln, wie die Beschränkung auf eine Wortart oder das Beibehalten von Teilen des Ausgangsmaterials zugunsten einer permutierten Teilmenge von Lettern, werden virtuos angewendet. Manche Gedichte entwickeln auch eine beträchtliche sprachassoziative Komik.

Der Band „ODER. Prosa“ enthält 39 sehr unterschiedliche Texte von einem Umfang zwischen unter einer und zwanzig Seiten. Meist dienen inhaltliche Momente nur als Auslöser und Träger der aus ihnen gelegentlich wie aus Partituren abzulesenden Sprach- beziehungsweise Sprechprozesse. Sie entstammen häufig dem großstädtischen Alltag (Kneipen, Fußball und plötzliche Todesfälle inklusive) oder den Lebensumständen des ‚freien‘ Autors. Viele der Prosastücke werden stilistisch und thematisch von visuellen Elementen geprägt: Redeverläufe werden durch Filmvokabular gleichsam technisiert, Fotos dienen als Auslöser von Erinnerungen. Auch darin zeigen sich bewusste Reaktionen auf das mediale Überangebot im Umfeld des Schreibenden. Partienweise spielt Lenz mit dem Leerlauf einer scheinbar realistischen Poetik der direkten Abbildung. Es wird der Eindruck erweckt, eine Bezeichnung komme im Text ebenso oft vor wie das von ihr Bezeichnete im Geschehen: ohne syntaktische oder lexikalische Variation und ohne Ersetzung durch Pronomina. Dann aber erweisen sich die Identifikationsversuche als illusorisch – der Leser kann kein Geschehen rekonstruieren, sondern wird auf die Sprachproblematik verwiesen. Einige wenige Texte sind dagegen gleichsam intimer und lassen – auch im rückschauenden Vergleich von „Muttersterben“ her – erkennen, dass der Autor dabei ist, dem Erwachsenwerden in der Provinz in einer bestimmten Phase der deutschen Nachkriegszeit eine neuartig artikulierende, absichtsvoll raue Stimme zu geben.

Wie schon der Titel andeutet, sind in vielen Texten kleine sprachliche Einheiten, zunächst unscheinbar erscheinende Funktionswörter wie „aber“, „es“, „auch“ von konstruktiver Bedeutung, denn sie ermöglichen zum Beispiel abrupte Perspektivenwechsel auf engstem Raum (z.B. in „Garten.f.m.“). Wortarten, wie sie schon die Autoren der Konkreten Poesie bevorzugt verwendeten, wirken hier aber auch analog zu kleinsten rhythmischen Einheiten im Jazz, akzentuieren wiederum die Sprechbarkeit der Texte. Dabei

bleibt häufig strukturell offen, wie viele ‚Stimmen‘ in einem Text zu Wort kommen; sie können sich auch spalten und wieder vereinigen. Momente der Selbstreflexivität, Selbstunterbrechungen und -kommentare werden so offen und häufig präsentiert, dass sie sich gleichsam funktionslos wieder aufheben. Differenzen zwischen Selbstkommentaren und zu Kommentierendem erweisen sich als folgenlos, weil die Reflexion denselben Beschränkungen und oft grotesken Konfigurationen des sprachlichen Materials unterliegt wie das, worüber sie reflektieren soll.

Wenn eine halb parodistische Reflexion über die Austauschbarkeit von Wortbedeutungen („auf ein wort“) zuläuft auf die pointierte Formulierung „(...) woher wissen wir das nicht“ (hier: von der auf der Zigarettenpackung vermerkten Gefährlichkeit des Rauchens), so ist darin wohl auch ein Echo des von Lentz sehr geschätzten ‚Dadasophen‘ Raoul Hausmann zu vernehmen: „Man muß Alles wissen. Man weiß garnichts. Darum weiß man mehr.“ (aus Hausmanns „Dadaradatsch“, 1965). Auch Lentz spricht gewissermaßen gegen die Flut alltäglicher Rede an, in der alles und damit nichts gesagt wird, so dass ‚man‘ am Ende auch nichts weiß, sofern man nur die veröffentlichte Rede rezipiert. Darin mag er einem „angry young man“ ähneln – auch wenn Sprach- und Medienkritik keine Frage des Alters sind. So verweist „papierfressen“ denn auch auf das Weiße im Text, die Leere im Zeichenüberfluss, die durch absichtliche Lücken sichtbar gemacht wird.

Michael Lentz' Dissertation über „Lautpoesie/-musik nach 1945“ (2000) geht schon aufgrund ihrer Materialfülle weit über eine bloße wissenschaftliche Reflexion eigener Produktionsvoraussetzungen und -positionen hinaus. Hervorzuheben ist besonders die ausführliche Auseinandersetzung mit dem Lettrismus und Ultra-Lettrismus, die auf bisher in der deutschen Forschungslandschaft in diesem Umfang wohl einzigartiger Quellenkenntnis fußt. Die detaillierten und von umfangreichen, zum Teil komplexen Renotationen begleiteten Analysen einzelner Werke (u.a. von Paul de Vree, Henri Chopin, Bob Cobbing, Franz Mon und Carlfriedrich Claus) weisen einen hohen theoretischen Reflexionsgrad auf; die allein auf etwa 300 Seiten abgedruckten Interviews, Quellen und Bibliografien bieten künftiger Forschung eine kaum hoch genug zu schätzende Grundlage. Darüber hinaus liegt hier gewissermaßen eine aus äußerst werknahen Befunden entwickelte Poetik intermedialer Kunstformen vor, die auch an ihrer weit reichenden These von der Wiederkehr der benjaminschen „Aura“ auf den Tonträgern der Lautpoeten und an ihren Aussagen zu gattungstypologischen Beziehungsfeldern zwischen Sprache und Musik gemessen werden will.

Der schmale Band „Es war einmal ... Il était une fois ...“ (2001) bringt mit Lentz' persönlichen, aber unanekdotisch-lapidaren Erinnerungen an Pariser Lettrismus-Recherchen eine melancholische, leicht groteske Ergänzung zur Darstellung und Kritik dieser „Bewegung“ in seiner Doktorarbeit. Die gealterten „Helden“ des Lettrismus und einige große Tote der internationalen Moderne auf Montmartre werden mit stiller Sympathie porträtiert, vermittelt durch halb nüchtern, halb umgangssprachlich-schroff präsentierte Detailbeobachtungen.

„Ende gut. Sprechakte“ (2001) enthält teils partiturartig gedruckte Sprechtexte, außerdem auf der beigelegten CD eine Auswahl sehr unterschiedlicher Realisationen in Form meist kurzer Hörstücke (zusammen

mit dem Schlagzeuger Zoro Babel und anderen Musikern und Sprechern), darunter Sprechtexte im engeren Sinne neben Text-Klang-Kompositionen und Rock-ähnlichen Arrangements unter Einsatz von Samplingtechniken. Das Stück „absprache“ wurde zuvor als Hörspielproduktion des Bayerischen Rundfunks gesendet.

Manche Partien einzelner Arbeiten sind offen notiert und lassen den Ausführenden Wahlmöglichkeiten. Teilweise erinnert die Notation an die Wiedergabe der „akustischen Lautgedichte“ von Josef Anton Riedl in Lentz' Dissertation. Manche Texte scheinen zunächst improvisatorisch aus einem Sprechablauf hervorgegangen zu sein, auch wenn die endgültige Gestalt straff gegliedert ist.

Textstrukturell und in seiner Vielfalt herausragend erscheint „so zu sagen“, ein wiederum anagrammatisch verfahrenender ‚Sprechakt‘ „für Dieter Schnebel“ auf der Grundlage des Namens dieses Komponisten. Teils Prosalitanei, teils gleichsam gegliedertes Strophengedicht, lässt der Text exemplarisch erkennen, welche Leistungen die zu Unrecht gelegentlich als simpel und formalistisch verschriene Anagrammkunst ermöglicht.

In manchen Texten erinnert die Dynamik von Alliterationen und Permutationen an Franz Mons Stücke aus Einsilblern wie etwa an „wo: wenn es wo war“ – freilich ohne dass sich eine Abhängigkeit behaupten ließe. Das artikulatorisch erzielte Sprechtempo bei den Realisationen geht gelegentlich bis an die Grenze der Verständlichkeit; rhythmisierende starke Akzente auf einzelnen Wörtern lassen dann eine Art Dialog innerhalb einer einzigen Sprechstimme entstehen. Je nach Art der jeweiligen akustischen Umsetzung zeigt Lentz' Stimme hier ihre Fähigkeiten sowohl zur mimetischen Karikatur absurder Tonfälle und Sprechgesten (auch im Dialekt) als auch zur artistischen Präsentation von Permutationen, Anagrammen und lautmusikalischen Abläufen.

Die genannten Bücher (außer „Es war einmal ...“) enthalten jeweils auch „optische Lautgedichte“ von Josef Anton Riedl. Weder grafische Notation noch als bloße Beiprodukte einer Klangerzeugung zu denken (wie etwa Gerhard Rühms „bleistiftmusik“), bieten diese einen freien Verweis auf ‚Musik im Kopf‘ an, der weit über einfach Illustratives hinaus geht.

Lentz' zweiter Prosaband „Muttersterben“ enthält Texte von unterschiedlicher Qualität. Wie schon in „ODER“ werden oft Reflexionen über den Schreibprozess und über Umwege bei der Themensuche ausdrücklich in die Texte einbezogen. Das in Klagenfurt preisgekrönte Titelstück und die ihm thematisch nahe stehenden Arbeiten (vor allem „Kein zusammenhang“) enthalten weiterhin Hinweise auf fundamentale Sprachskepsis neben genauen Notierungen von überkommenen Phrasen und den Eigengesetzlichkeiten alltäglicher, oft gegen den Willen ihrer teils fiktiven Urheber komischer oder grotesker Redeverläufe. Darüber hinaus entsteht durch eine synthetische, montierend erzielte Nachahmung von „unwillkürlicher Erinnerung“ aber auch ein Zeitbild des persönlichen Verlusts, das generationstypische Formen der Sprachlosigkeit zwischen den 20 Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs Geborenen und ihren Eltern in der Sprödigkeit und der Ausdrucksverweigerung zum Ausdruck bringt. Man war sich zeitlebens fremd und wurde es gewissermaßen erst recht nach dem Tod. Insgesamt trägt die aufrichtige

Anstrengung der synthetisierenden Erinnerungsarbeit auch hinweg über einzelne eher fragwürdig erscheinende Formulierungen wie die vom „betriebssystem Mutter“ oder etwas unvermittelte Anklänge an Gottfried Benn in allzu abstrakten Sprachreflexionen („Form und bruch, schneise und strich“).

In der Hörstückfassung des Textes „Muttersterben“ steht Lentz' überwiegend nüchtern-unbeteiligte Lesung zwischen den teils perkussiv-geräuschhaften Klangaktionen Riedls einerseits und kürzeren, echohaften Wiedereinblendungen der Autorenstimme andererseits. Das teilt die Stimme zeitweise auf und schafft einen unbestimmten, vieldeutigen Raum zwischen Aggression, Abstraktion und Rücknahme in eine gewisse Intimität.

Mitreflektiert wird in den stärkeren Texten des Bandes wiederum auch Zentrales aus Lentz' Poetik: „Dass einer ein unsägliches mitteilungsbedürfnis hat. Dass er dich überschüttet mit gutgemeinheiten.“ („Wenn einer nur eine einzige erinnerung hat“) Das erstere dürfte auch für Lentz gelten – wobei das Mitzuteilende eben im alltäglichen Sprachgebrauch nicht so sehr „unsäglich“ wie „unsagbar“ ist. Dass dabei jedoch keine bloßen „gutgemeinheiten“ entstehen, sondern im besten Fall spannungsreiche, hoch reflektierte und mitunter bitterkomische Texte, dazu dienen Lentz' Verfahren des sprachlichen Selbstbezugs und der Verfremdung. Das Spektrum ihrer Möglichkeiten wird erkennbar in mehreren Texten, die einen ursprünglich in einer Tageszeitung berichteten Mordfall zum Anlass haben: Sie umfassen formale Reduktionen, Serienbildung und Wiederholungen, die einen Text auf einen Sprechprozess hin präparieren oder tendenziell darin aufgehen lassen, und schließlich kalauerhaft ausgestellte Umwege eines scheinbaren Darauflos-erzählens.

Die Texte im Gedichtband „Aller Ding“ (2003) folgen verschiedenen vertrauten Schreibverfahren der Moderne und sind dementsprechend nach Abteilungen geordnet. Neu bei Lentz sind einzelne explizit visuelle Gedichte, die an eine parodistische Wiederbelebung Konkreter Poesie denken lassen. Häufig begegnet ein ziemlich verspielter oder offen polemischer Ton („Glossen“), der nicht immer überzeugt. Der Sammlung von Heterogenem steht das Prinzip gegenüber, immer kürzere Texte einander folgen zu lassen, so am Schluss des Bandes unter den Rubriken „Einzeilen“ und „Einworte“. Das variiert Lentz' sprachskeptisches Generalthema. Der Titel und die programmatische Passage „genug / der dinge / die da sind“ („schönheit“) zeigen im paradoxen Bestreben, mit immer weniger Wörtern auf immer mehr ‚Dinge‘ zu verweisen, die ihrerseits nur in der Sprache bestehen, einen ‚roten Faden‘ der Sammlung. Am stärksten erscheinen „Einzeilen“, die Ansätze der Konzeptkunst aufgreifen: „dass, wovon wir reden“; „was soll ich daran sagen?“. Anagramme, Um- und Fortschreibungen bekannter Arbeiten von experimentierenden ‚Klassikern‘ wie Ernst Jandl und Oskar Pastior („sonette“) sowie Texte zum Thema „Muttersterben“ ergänzen das Bild eines Übergangsbuchs. Mit Hilfe teilweise vertrauter Texte und Schreibweisen artikuliert Lentz eine Zwischenbilanz, die nicht überall ganz geglückt erscheint.

In dem Roman „Liebeserklärung“ (2003) sprechen mindestens zwei weibliche Dus und ein männliches Ich, wobei die Zuordnung nicht immer eindeutig ist. Das Ich erklärt seine Liebe, bis sie Geschichte ist. Die Trennung scheint schon im ersten Zusammentreffen zu stecken. Themen sind Umzüge, Sex, psychische Quälereien und Kindheitserinnerungen; groteske Dialoge werden

wiedergegeben sowie eine Aufzeichnung rastloser Bahnfahrten des Ich durch ein erstarrtes Deutschland, das ebenso für sein unerfüllbares Fortbewegungsbegehren steht wie für den Stillstand einer allerdings konturlosen Gesellschaft. Während der Text mit kurzen Staccato-Sätzen aus einer sich auflösenden Ehe beginnt, spiegelt sich die neue und dann buchlang zerfallende „Beziehung“ – ein im Roman kritisiertes Wort – in einem fast nur durch Kommata gegliederten Redestrom. Die sich fortspinnenden Sprachassoziationen verhindern eher ein Eindringen des Lesers in das Innenleben der Sprechenden. Das mag zugleich die Stärke dieses Buches ausmachen; es zeigt eine gleichsam unpsychologische Generation, die, wenn es in der „Beziehung“ nicht klappt, das Telefon an die Wand wirft: Das Medium trägt Schuld an der Botschaft, deren Absender(in) nicht zur Hand ist. So bleibt es in der Tat bei einer „Beziehung“, die sich nur durch An- und Abwesenheit, Telefonate und vor allem anfangs noch durch Sex zu konstituieren scheint. Was das Ich und seine Dus sonst umtreibt, was sie arbeiten, was sie für Interessen haben, bleibt so gut wie ausgespart.

Weitere Hörstücke und akustische Re-Inszenierungen eigener Texte zeigen Lentz' medienkünstlerische Kernbegabung. Als sein eigener Performer verfügt er über ein einzigartiges Tempo und Temperament. In „Tell me – Erzähle“ (2004) wird – hauptsächlich von Lentz' eigener Stimme – „diese eine Geschichte“, die wie der Zugang zum Gesetz in Kafkas Parabel „nur für uns“ bestimmt ist, nie erzählt. Märchenfragmente und andere literarische Anspielungen setzen zwischen variierten Erzählauforderungen, -ankündigungen und -kommentaren immer neu an, werden simultan überlagert, bis zur Unverständlichkeit beschleunigt, fragmentiert, schließlich verlangsamt und verklingen. Das Rätsel „dieser einen Geschichte“ bleibt ungelöst; es gibt sie natürlich nicht, sondern nur miteinander unvereinbare Fragmente, quasi Deckerinnerungen, von denen niemand weiß, was sie decken.

„Sprechakte x/treme“ (2005) ist eine neue klangliche Inszenierung einiger Texte vor allem aus „Ende gut. Sprechakte“ zusammen mit vier Musikern, die u.a. Saxofon, Synthesizer und Schlagzeug spielen. Die Musik tritt in Dialog mit den Redesträngen und -eruptionen, treibt sie voran und baut ganze Geräuschwelten auf; die Stimme karikiert und inszeniert darin solistisch Sprechgesten, Sprechhaltungen, Sprachexzesse. „Rot sehen“ (2006) unternimmt den Versuch einer akustischen Wanderung durch Leben und Werk des Universalkünstlers und Autors Dieter Roth (1930–1998). Dieser kommt selbst zu Wort; außerdem sprechen Lentz und Sophia Siebert spontan wie Entzifferungsakte wirkende Bild- und Objektbeschreibungen und rezitieren, kombinieren und überschichten Texte Roths.

Das Hörspiel „muttersterben“ (2009) entlinearisiert den Prosatext durch Pausen und Überlagerungen zunehmend; durch die geräuschhafte elektroakustische Musik von Josef Anton Riedl wird die kalte, beklemmende Atmosphäre des Textes noch gesteigert. „klinik“ (2009) mit Musik von Ernst Horn verunsichert den Hörer ausgehend von der Hörspiel-Ursituation des ‚Stimmenhörens im Kopf‘. Die Sprechrollen einer anfangs stabilen, rationalen, männlichen Figur und einer vermeintlich psychotischen, obsessiven Anruferin aus einer Klinik scheinen sich zu vertauschen, ja im Kopf des Hörers eins zu werden.

Das Theaterstück „Gotthelm oder Mythos Claus. Eine Trophobie“ (2007) wirkt wie eine zeitlich exakt strukturierte Performance. Es ist eine wortreiche Satire auf eine vermeintliche Wiederkehr des Religiösen, die auch dessen angebliche Vorprägung durch Gene oder psychoaktive Substanzen nicht übergeht. Eine Gruppe von Frauen stellt menschenähnliche „Claus“-Figuren dar, die in einer Art Frisiersalon unter Trockenhauben metaphysische Nonsensgespräche führen. Jeder Figur wird eine ‚Erweckung‘ zuteil, die sie etwa mit einem unverständlichen Zeug redenden „Homunculus“ oder mit einer fernlenkbaren und leider zerbrechlichen Buddha-Figur scheinbar selig werden lässt.

„Warum wir also hier sind. Kein Traumspiel“ (2009) ist eine Auftragsarbeit für das Schauspiel Frankfurt. Die Strindberg-Anspielung bezieht sich, abgesehen von einigen Zitaten, wohl auf die seltsame Raum- und Zeitlosigkeit der gestellten spiritistischen Séancen, in denen Grabbe, Johann Wilhelm Ritter (ein exzentrischer Experimentalphysiker um 1800) und Raoul Hausmann, von realen Alltagsmenschen gespielt, ‚erscheinen‘. Das soll Friederike, der Hauptfigur, Flausen wie Geisterglauben und Verliebtheit austreiben, misslingt aber erwartungsgemäß. Teils sind die Zitatmontagen recht komisch und unterhalten den Zuschauer auf intelligente Art. Die teils verkannten Genies, ihr Ewigkeitsanspruch und ihre Vergänglichkeit sorgen für Nachdenklichkeit im Stück. Mehrmals wird die Fiktion durchbrochen. Der leicht selbstironisch deutbare Einwurf „ein feines Thesentheater“ greift zu kurz; Lentz’ Anspruch ist höher.

Mutig erscheint es, über ein halbes Jahrhundert nach den Ereignissen einen Roman über die prominentesten deutschsprachigen Autoren und Künstler im kalifornischen Exil vorzulegen und damit einige Vertreter der ‚Höhenkammliteratur‘ zu handelnden Personen zu machen. Lentz ist dieses Risiko mit „Pazifik Exil“ (2007) eingegangen.

Seine Hauptfiguren sind u.a. Heinrich und Thomas Mann, Franz Werfel und Alma Mahler-Werfel, Bertolt Brecht, Arnold Schönberg; die erzählte Zeit reicht etwa von 1933 bis 1957. Der Roman ist in drei Teile gegliedert: Entschlüsse zum Aufbruch ins Exil und die Reisewege; Aufenthalte verschiedener Exilierter in Pacific Palisades; die Todesfälle im Exil nebst anderen endgültigen Schicksalswenden, die meist eine Rückkehr nach Deutschland ausschließen. Die Beschreibung von Thomas Manns Tod in Kilchberg schlägt einen Bogen zum kurzen parabelhaften Prolog über das Sterben der Bienen und damit in die Gegenwart.

Das Bild der Exilierten ist durchaus kritisch und illusionslos. Sie neiden einander die häufig bescheidenen Erfolge, sie überschätzen sich selbst und unterschätzen Amerika, sie üben sich in Selbstdarstellung und überwerfen sich wegen Kleinigkeiten. Charakterlich erscheinen besonders Brecht und Thomas Mann einmal mehr als ausgeprägte Egozentriker. Sein Gewicht erhält der Roman durch die minutiöse Protokollierung physischer und psychischer Auflösungsprozesse im Exil. Dieses zerfrisst fast immer Identität und Kreativität. Und wer darin seine Persönlichkeit bewahrt, tut das oft auf Kosten anderer.

Formal hat Lentz die Realismus- wie die Historismusfalle vermieden und stattdessen die Technik synthetisierender Erinnerungsarbeit vervollkommen. Anstelle äußerlicher Beschreibungen und Charakterisierungen lässt er seine

Figuren innerlich monologisieren. Dabei beweisen seine meist kurzen parataktischen Sätze erstaunliche Wandlungsfähigkeit. Die Rede- oder gar Schreibweise der Beschriebenen wird nicht nachgeahmt, mit Ausnahme direkter Zitate. Lentzens Sprache bezeugt hier nicht nur durch ihren Wortschatz ihre Gegenwärtigkeit: In Zitaten, Anspielungen und Hommages strahlt die spätere experimentelle Literatur in die erzählte Zeit hinein, als diejenige Literatur, die unter einer heutigen NS-Herrschaft als ‚entartet‘ gebrandmarkt worden wäre. In dem eindrucksvollen Kapitel über den Streit zwischen Arnold Schönberg und Thomas Mann um den „Doktor Faustus“ und dessen Auswertung der Zwölftonkompositionstechnik, aber auch um Schönbergs Ohrensessel, in dem einst Richard Wagner gesessen haben soll, findet sich eine Hommage an Oskar Pastiors Tod in der deutschen Wahlheimat (2006). Aus einem Sprachstrom wechselnder Stimmen entsteht so ein mehrperspektivisches, kritisches, gelegentlich tragikomisches Bild des Exils, das weder seinen Rekonstruktionscharakter noch seine Gegenwärtigkeit verleugnet.

Der Anspruch von „Offene Unruh“ (2010), 100 Liebesgedichte in zehn Abteilungen zu je zehn Gedichten vorzulegen, ist angesichts des seit Jahrtausenden besungenen Menschheitsthemas gleichfalls hoch gesteckt. Inzwischen dürfte über Umberto Ecos Postulat in der „Nachschrift“ zu „Der Name der Rose“, dass ein Zitat des Satzes „Ich liebe dich“ ermögliche, noch einmal von Liebe zu sprechen, die Zeit hinweggegangen sein. Ganz so einfach ist es nicht mehr, auch wenn bei Lentz u.a. Gryphius, Goethe, Kleist, Wilhelm Müller und Rilke zitiert, paraphrasiert und parodiert werden.

Die Gedichte sind prosanah, meist alltagssprachlich und interpunktionsarm in kompromissloser Kleinschreibung gehalten, allerdings gelegentlich mit kaum ironisierten Archaismen („verhohlen“, „hehr“, „konterfei“). Meist spricht ein Ich vom oder zum Du, das nicht nur die Dyade zu erkennen und zu beherrschen beansprucht, sondern jeweils auch die Umwelt, das Störende, das Dritte, den Abschied und den Tod noch dazu. Das bewirkt Momente von Überreflektiertheit, in der gerade Ebenenwechsel, Wortspiele, reflexive Brüche oft nicht ganz gelungen wirken. Lentz arbeitet wieder mit knappen Formen und verwendet psalmartige Zeilenpaare in schnoddrig-sachlichem Alltagston. Beispiele wie „du bist plauderndes wasser / aber mein durst ist versiegt“ oder „und jeder Vogel kündigt von dir / jeder regen weiß von dir“ wirken jedoch reichlich abgenutzt, und grenzt eine Überschrift wie „der herbst deiner hände“ – Genitivmetaphern sind in der Sammlung recht häufig – nicht geradezu an Kitsch?

Das „so ganz an sich ran / lassen geht gar nicht so ganz / wohin soll das sein?“ („mein tausendschönes subjekt“) trifft sicher eine zeitgenössische Problematik; ist das Subjekt selbst eine Leerstelle, können sich auch keine Gefühle eines Du mehr darauf einstellen. Es gibt auch sehr überzeugende Texte, wie z.B. „als ich dich das erste mal sah“, das sich mit den Themen von Rivalität und Eifersucht der „Liebeserklärung“ annähert. Auch dass die Liebe „ein zuviel / gesungenes lied“ („liebe?“) sein könnte, bleibt keineswegs unreflektiert. Einzelne Texte („ich habe dich also verloren“) sind sinnlich und evokativ; sie rücken Reflexion und Zitat so weit in ästhetische Distanz, dass Sprachassoziationen zu Vehikeln eigener Aussagen werden. Texte wie „nein geht gut“, ein mit minimalistischen Mitteln gleichsam lyrisiertes Telefonprotokoll, klingen wie die besten „Sprechakte“, haben Form und

inhaltliche Reife. Nur das volle Hundert guter Gedichte bleibt ein noch nicht ganz eingelöstes Wagnis.

Primärliteratur

„zur kenntnisnahme. gedichte und prosa“. Düren (Leopold-Hoesch-Museum) 1985.

„ODER. Prosa“. Wien (edition selene) 1998.

„Neue Anagramme“. Wien (edition selene) 1998.

„Lautpoesie/-musik nach 1945. Eine kritisch-dokumentarische Bestandsaufnahme“. Dissertation. Wien (edition selene) 2000.

„Ende gut. Sprechakte“. Mit CD. Wien (edition selene) 2001.

„Es war einmal ... Il était une fois ...“. Wien (edition selene) 2001.

„Muttersterben. Prosa“. Frankfurt/M. (Fischer) 2002.

Bob Cobbing: „VerbiVisiVoco. Selected Poems 1942–2001“. Hg. von Michael Lentz. Wien (edition selene) 2003.

„Aller Ding. Gedichte“. Frankfurt/M. (Fischer) 2003.

„Liebeserklärung“. Roman. Frankfurt/M. (Fischer) 2003.

„Klangzeichen“. Reihe. Hg. von Michael Lentz. Wien (edition selene) 2003 ff.

„Das Schreiben, das Sprechen und das Ich“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 17. 1. 2004.

„Jahrbuch der Lyrik 2005“. Hg. zusammen mit Christoph Buchwald. München (Beck) 2004.

„Zeitzone. Literatur in Deutschland 2004“. Hg. zusammen mit Antje Rávic Strubel, Thomas Hoeps und Martin Gülich. Wien (edition selene) 2004.

„Tell me – Erzähle“. Künstlerbuch. Hörspiel. Nach einem Märchen von Hans Christian Andersen. Buch mit CD. Berlin (Hybriden) 2004. (= Mimas atlas 3).

Helga M. Novak: „wo ich jetzt bin. Gedichte“. Ausgewählt von Michael Lentz. Frankfurt/M. (Schöffling) 2005.

„Etzweiler. Eine photographische Dokumentation“. Dt./engl. Zusammen mit Laurenz Berges. München (Schirmer Mosel) 2005.

„Pazifik Exil. Roman“. Frankfurt/M. (Fischer) 2007.

„Abseits. Texte & Originalzeichnungen“. Zusammen mit Hartmut Andryczuk. Berlin (Hybriden) 2007.

Oskar Pastior: „durch – und zurück. Gedichte“. Hg. von Michael Lentz. Frankfurt/M. (Fischer) 2007.

Ingo Schulze: „Tausend Geschichten sind nicht genug. Leipziger Poetikvorlesung 2007“. Hg. zusammen mit Josef Haslinger. Frankfurt/M. (Suhrkamp) 2008.

„Offene Unruh. 100 Liebesgedichte“. Frankfurt/M. (Fischer) 2010.

„In diesem Land. Gedichte aus den Jahren 1990–2010“. Hg. von Michael Lentz und Michael Opitz. Frankfurt/M. (Fischer) 2010.

„Lebensangst und Worthunger. Im Gespräch mit Michael Lentz. Leipziger Poetikvorlesung“. Berlin (Suhrkamp) 2010. (= edition suhrkamp 2620).

„Textleben. Über Literatur, woraus sie gemacht ist, was ihr vorausgeht und was aus ihr folgt“. Frankfurt/M. (Fischer) 2011.

Rainer Maria Rilke: „Das große Lesebuch“. Hg. von Michael Lentz. Frankfurt/M. (Fischer) 2011. (= Fischer-Taschenbuch 90334).

„Atmen Ordnung Atmen. Frankfurter Poetikvorlesungen“. Frankfurt/M. (Fischer) 2012.

Franz Richard Behrens: „Todlob. Feldtagebuchgedichte 1915/16“. Werkausgabe Bd.3. Hg. von Michael Lentz. München (edition text + kritik) 2012.

Jesse Thor: „Das Werk“. Hg. und mit einem Essay von Michael Lentz. Nachwort von Michael Hamburger. Göttingen (Wallstein) 2013.

Franz Mon: „Zuflucht bei Fliegen. Lesebuch“. Hg. von Michael Lentz. Frankfurt/M. (Fischer) 2013.

Franz Mon: „Sprache lebenslänglich. Gesammelte Essays“. Hg. von Michael Lentz. Frankfurt/M. (Fischer) 2016.

„Schattenfroh. Ein Requiem. Roman“. Frankfurt/M. (Fischer) 2018.

„Innehaben. Schattenfroh und die Bilder“. Frankfurt/M. (Fischer) 2020.

Ror Wolf: „Alles andre: ungewiß. Gedichte“. Hg. von Michael Lentz. Frankfurt/M. (Schöffling) 2020.

„Chora. Gedichte“. Frankfurt/M. (Fischer) 2023.

„Heimwärts. Roman“. Frankfurt/M. (Fischer) 2024.

Theater

„Schöne weite Welt“. Installations-Performance. Zusammen mit: Angela Dauber, Samuel Rachl, Regine von Chossy, Florian Gass, Ruth Geiersberger, Sabine Haß, Egmont Körner, Valeri Scherstjanoi, Jan Schulz, Walter Siegfried und Ulrich Winko. Uraufführung: Reaktorhalle, München, 26. 7. 2001.

„Gotthelm oder Mythos Claus“. Uraufführung: Schauspiel Frankfurt/M., 25. 1. 2007. Regie: **Christiane J. Schneider**.

„Warum wir also hier sind“. Uraufführung: Schauspiel Frankfurt/M., 16. 1. 2009. Regie: **Niklaus Helbling**.

Rundfunk

„absprache. 5 Sprechakte“. Bayerischer Rundfunk. 4. 10. 1995.

„Muttersterben. Hörstück“. Bayerischer Rundfunk. 19. 4. 2002.

„Erst mitspielen, dann weglassen“. Mein Valentin“. Westdeutscher Rundfunk. 3. 6. 2004.

„Tell me – Erzähle“. Österreichischer Rundfunk. Kunstradio. 12. 12. 2004.

„EXIT“. Bayerischer Rundfunk. 23. 5. 2005.

„Rot sehen“. Bayerischer Rundfunk. 9. 6. 2006.

- „Klinik“. Bayerischer Rundfunk. 11. 4. 2008.
- „Imaginäre Landschaften – Bantam. Fliegen. Ein Gedicht“. Bayerischer Rundfunk. 25. 7. 2008.
- „Die ganz genaue Erinnerung“. Bayerischer Rundfunk. 9. 7. 2010.
- „Radio Unruhe. Ein Querbeet“. Live-Hörspiel. Westdeutscher Rundfunk. 14. 4. 2011.
- „Hiddensea“. Hörspiel. Bayerischer Rundfunk, 22. 11. 2013.
- „Diktate“. Hörspiel. Bayerischer Rundfunk. 6. 5. 2016.

Tonträger

- „Land-, See- und Luftschaffen. Für Saxophon und Solosprecher“. Musik: Klaus Obermayer. Saxophon: Michael Lentz. Sprache: Uwe Dick. München (Edition Rotkehlchen) 1995.
- „Muttersterben. Lesung und Hörstück“. 2 CDs. Sprecher: Michael Lentz. München (Der HörVerlag) 2002.
- „Liebeserklärung“. München (Der HörVerlag) 2003.
- „Tell me – Erzähle. Ein Hörspiel“. Nach einem Märchen von Hans Christian Andersen. 1 CD + Buch. Berlin (Hybriden) 2004. (= Mimas atlas 3).
- „Sprechakte X/TREME“. 1 CD. Bern (Verlag Der gesunde Menschenversand) 2005.
- „Pazifik-Exil. Autorenlesung“. 3 CDs. Düsseldorf (Patmos) 2007.
- „muttersterben, klinik – Hörspiele“. 2 CDs. München (intermedium records) 2009.

Sekundärliteratur

- Sanjosé, Axel:** „Michael Lentz. Aggressiv geht das Enfant terrible der Münchner Literaturszene an die Substanz der Sprache“. In: Applaus. 1998. H.3. S.54. (Porträt).
- Surkus, Andrea:** „Eine Art Zwangsvorstellung. Der Münchner Autor Michael Lentz liest in Klagenfurt“. In: Süddeutsche Zeitung, 24. 6. 1998.
- Kleinschmidt, Erich:** „Michael Lentz, ‚Lautpoesie/-musik nach 1945‘“. In: Arbitrium. 2000. H.3. S.367–369.
- Eder, Thomas:** „Der Laut und die Folge“. In: Die Presse, Wien, Beilage Spectrum, 23. 9. 2000. (Zu: „Lautpoesie/-musik“).
- Hagedstedt, Lutz:** „Lautpoesie und Lautmusik. Michael Lentz legt ein zweibändiges Standardwerk vor“. In: Süddeutsche Zeitung, 7./8. 10. 2000.
- Gmünder, Stefan/Niedermeier, Cornelia:** „Ein rasender Chronist der eigenen Gefühle“. Interview. In: Der Standard, Wien, 2. 7. 2001. (Zum Ingeborg-Bachmann-Preis).
- Wagner, Peter:** „Ich mag München, weil es mich lässt“. Interview. In: Die Welt, 11. 7. 2001.

- Wimmer, Herbert J.:** „Michael Lentz. ‚Lautpoesie/-musik nach 1945‘“. In: Kolik. 2001. H.14. S.133–134.
- Magenau, Jörg:** „Nicht Kinski ist’s, es ist Lentz“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 9.8.2001. (Porträt).
- Strobl, Sabine:** „In die älteren Gefäße einen neuen Geist gießen“. In: Tiroler Tageszeitung, 8./9.9.2001. (Interview).
- Kunisch, Hans-Peter:** „Der Schleim, die Ewigkeit und die Nachtmütze“. In: Süddeutsche Zeitung, 15./16.9.2001. (Zu: „Es war einmal“).
- Voigt, Claudia:** „Michael Lentz“. In: Kultur Spiegel. 2002. H.3. S.42. (Zu: „Muttersterben“).
- Poiss, Thomas:** „Alphabet des Drachen“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 9.3.2002. (Zu: „Muttersterben“).
- Freund, Wieland:** „„ich bin ein großer dichter““. In: Die Welt, 16.3.2002. (Zu: „Muttersterben“).
- Hartwig, Ina:** „Wenn die Weltgeschichte putzen geht“. In: Frankfurter Rundschau, 20.3.2002. (Zu: „Muttersterben“).
- Scherer, Sigrid:** „Zeitzeichen, vom Ende her“. In: Die Zeit, 21.3.2002. (Zu: „Muttersterben“).
- Heckmann, Andreas:** „Muttersterben“. In: Am Erker. 2002. H.43. S.29–30.
- Zintzen, Christiane:** „Reinschrift in Kleinschrift. Wie ein Sprachartist die Sätze ins Schlingern bringt und warum er trotzdem etwas zu sagen hat“. In: Literaturen. 2002. H.4. S.62–63. (Zu: „Muttersterben“).
- Müller, Lothar:** „Bleicher Tod, kalte Hand“. In: Süddeutsche Zeitung, 17.5.2002. (Zu: „Muttersterben“).
- Gut, Philipp:** „Wenn das Herz das Maul aufmacht“. In: Tages-Anzeiger, Zürich, 18.5.2002. (Porträt).
- Kramatschek, Claudia:** „Haltsuche“. In: Neue Deutsche Literatur. 2002. H.3. S.170–173. (Zu: „Muttersterben“).
- Birrer, Sibylle:** „Spieler auf den Wortfeldern“. In: Neue Zürcher Zeitung, 2.7.2002. (Zu: „Muttersterben“).
- Messmer, Susanne:** „„sogenannterweise landschaftlich““. In: die tageszeitung, 6./7.7.2002. (Zu: „Muttersterben“).
- Wollowski, Sabine:** „Was hätte ich sagen sollen?“. In: Freitag, 9.8.2002. (Zu: „Muttersterben“).
- Helbling, Brigitte:** „Ein langer Anlauf“. In: Berliner Zeitung, 26.8.2002. (Zu: „Muttersterben“).
- Langner, Beatrix:** „Lyrische Muskelspiele“. In: Neue Zürcher Zeitung, 13.3.2003. (Zu: „Ding“).
- Pohl, Ronald:** „Scanner im Wörtersumpf“. In: Der Standard, Wien, 29.3.2003. (Zu: „Ding“).
- Müller, Burkhard:** „Dieter Schnebel, leer sich betend“. In: Süddeutsche Zeitung, 31.3.2003. (Zu: „Ding“).

- Kobus, Nicolai:** „Ein klarer Sonderfall“. In: die tageszeitung, 8.4.2003. (Zu: „Ding“).
- Braun, Michael:** „Das Schlimmste, was man haben kann, ist Hoffnung“. In: Frankfurter Rundschau, 19.4.2003. (Zu: „Ding“).
- Freund, Wieland:** „himmel ist nichts für mich“. In: Die Welt, 7.6.2003. (Zu: „Aller Ding“).
- Droschke, Martin:** „Antwort zu verlosen“. In: Der Tagesspiegel, Berlin, 8./9.6.2003. (Zu: „Aller Ding“).
- Hartung, Harald:** „Kleines, doch auch großes Blech“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 14.6.2003. (Zu: „Aller Ding“).
- Lehmkuhl, Tobias:** „Etwas wenig“. In: Neue Deutsche Literatur. 2003. H.4. S.140–142. (Zu: „Aller Ding“).
- Encke, Julia:** „Deutschland, im Herbst“. In: Süddeutsche Zeitung, 5.9.2003. (Zu: „Liebeserklärung“).
- Lovenberg, Felicitas von:** „Das ist keine einfache Begegnung, das ist, Entschuldigung, der Urknall“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 20.9.2003. (Zu: „Liebeserklärung“).
- Loch, Harald:** „Leiden auch an der Deutschen Bahn“. In: Mannheimer Morgen, 25.9.2003. (Zu: „Liebeserklärung“).
- Rathjen, Friedhelm:** „So mag das Leben sein“. In: Die Zeit, Literaturbeilage, 25.9.2003. (Zu: „Liebeserklärung“).
- Pohl, Ronald:** „Waggonfahrt eines Liebeswütlings“. In: Der Standard, Wien, 27.9.2003. (Zu: „Liebeserklärung“).
- Krekeler, Elmar:** „Dunkeldeutschland“. In: Die Welt, 4.10.2003. (Zu: „Liebeserklärung“).
- Langner, Beatrix:** „Stillstand im Nebelland“. In: Neue Zürcher Zeitung, 7.10.2003. (Zu: „Liebeserklärung“).
- Henneberg, Nicole:** „Friendly Fire“. In: Frankfurter Rundschau, 8.10.2003. (Zu: „Liebeserklärung“).
- Messmer, Susanne:** „Die Schleifspur der Leiden“. In: die tageszeitung, 8.10.2003. (Zu: „Liebeserklärung“).
- Heyl, Tobias:** „Sex und Sex und Sex ...“. In: Falter, Wien, 10.10.2003. (Zu: „Liebeserklärung“).
- Mayer, Verena:** „Im Fuchsbau der Seele“. In: Berliner Zeitung, 10.10.2003. (Zu: „Liebeserklärung“).
- Gut, Philipp:** „Lebendig toter Liebeskörper“. In: Tages-Anzeiger, Zürich, 17.10.2003. (Zu: „Liebeserklärung“).
- Cramer, Sibylle:** „Reim und Schlamm und Blech“. In: Basler Zeitung, 31.10.2003. (Zu: „Ding“).
- Magenau, Jörg:** „Versuchte Punktlandung“. In: Literaturen. 2003. H.11. S.50–52. (U.a. zu: „Liebeserklärung“).

- Schneider, Kerstin:** „Deutschland befindet sich in einer gravierenden Mentalitätsschwankung“. Gespräch. In: Die Neue Gesellschaft / Frankfurter Hefte. 2003. H.11. S.61–64.
- Kramatschek, Claudia:** „Verhältnisse und Verhängnisse“. In: Neue Deutsche Literatur. 2004. H.1. S.168–173. (Zu: „Liebeserklärung“).
- Lutz, Cosima:** „Ach, Liebe“. In: Die Welt, 24. 1.2004. (Zu: „Liebeserklärung“, Hörbuch).
- Löffler, Sigrid/Meyer-Gosau, Frauke:** „Die riesige Gier nach dem Ich“. Gespräch mit Christoph Hein, Michael Lenz und Annette Pehnt. In: Literaturen. 2004. H.3. S.24–27.
- Spinnler, Rolf:** „Im Verein mit Wackeldackel und Gefangenenchor“. In: Stuttgarter Zeitung, 8.6.2005. (Zum Preis der Literaturhäuser).
- Lovenberg, Felicitas von:** „Das alphabetisierende Alpha-Tier“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 25.6.2005. (Laudatio aus Anlass des Preises der Literaturhäuser).
- Gnam, Andrea:** „Nüchterne Liebe: Laurenz Berges' verlassene Wohnungen von Etzweiler“. In: Süddeutsche Zeitung, 21.7.2005. (Zu: „Etzweiler“).
- Opitz, Michael:** „Die Reise im Kopf“. In: Freitag, 29.7.2005. (Zu: „Liebeserklärungen“).
- Vogel, Oliver:** „Vertrauen und Sprachskepsis“. In: Neue Rundschau. 2005. H.4. S.87–93. (Laudatio aus Anlass des Preises der Literaturhäuser).
- Braun, Michael:** „Kein Weltbewusstsein“. In: Freitag, 2.6.2006. (Zu dem Gedicht: „ein weltbewusstsein“).
- Bartetzko, Dieter:** „Comedy der Haubentaucher“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 27.1.2007. (Zu: „Gotthelm“).
- Stauder, Sylvia:** „Das Rätsel um die vier Buchstaben“. In: Frankfurter Rundschau, 27.1.2007. (Zu: „Gotthelm“).
- Falk, Cornelia:** „Großes Rätselraten um Gott“. In: Mannheimer Morgen, 31.1.2007. (Zu: „Gotthelm“).
- Gampert, Christian:** „Gott unter der Trockenhaube“. In: Freitag, 16.2.2007. (Zu: „Gotthelm“).
- Weidemann, Volker:** „Gefangen im Paradies“. In: Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung, 26.8.2007. (Zu: „Pazifik Exil“).
- Schlodder, Holger:** „Den Hitler wegschreiben“. In: Mannheimer Morgen, 30.8.2007. (Zu: „Pazifik Exil“).
- Vetter, Gabriel:** „Mal eben den Hitler anrufen“. In: Basler Zeitung, 31.8.2007. (Zu: „Pazifik Exil“).
- Bucheli, Roman:** „Herzasthma des Exils“. In: Neue Zürcher Zeitung, 1./2.9.2007. (Zu: „Pazifik Exil“).
- Schwering, Markus:** „Künstler im Käfig“. In: Kölner Stadt-Anzeiger, 1./2.9.2007. (Zu: „Pazifik Exil“).
- Böttiger, Helmut:** „Die Welt wird abgeknickt“. In: Die Zeit, 13.9.2007. (Zu: „Pazifik Exil“).

- Reents, Edo:** „Selbstgespräche deutscher Eingewanderter“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 15.9.2007. (Zu: „Pazifik Exil“).
- Schmitz, Jens:** „Schönbergs Sessel“. In: Badische Zeitung, 15.9.2007. (Zu: „Pazifik Exil“).
- Pohl, Ronald:** „Lieschen Müller in Kalifornien“. In: Der Standard, Wien, 22.9.2007. (Zu: „Pazifik Exil“).
- Karasek, Manuel:** „Wer wagt, kann verlieren“. In: die tageszeitung, 6./7.10.2007. (Zu: „Pazifik Exil“).
- Bartmann, Christoph:** „Stammelnde Gänse im Formationsflug“. In: Süddeutsche Zeitung, 9.10.2007. (Zu: „Pazifik Exil“).
- Henneberg, Nicole:** „Raubtiergeruch über Kalifornien“. In: Frankfurter Rundschau, 10.10.2007. (Zu: „Pazifik Exil“).
- Rohlf, Sabine:** „Schweinebraten mit Rotkohl unter Palmen“. In: Berliner Zeitung, 10.10.2007. (Zu: „Pazifik Exil“).
- Jenny, Urs:** „Fremde im Paradies“. In: Spiegel Special. 2007. H.5. S.65. (Zu: „Pazifik Exil“).
- Kastberger, Klaus:** „Beautiful Mountain? In Amerika unbekannt“. In: Volltext. 2007. H.5. S.12. (Zu: „Pazifik Exil“).
- Jandl, Paul:** „Das Ganze ist ein Quark geworden“. In: NZZ am Sonntag, Buchbeilage, 4.11.2007. (Zu: „Pazifik Exil“).
- Müller, Roland:** „Opulent, peinlich“. In: Neues Deutschland, 29.11.2007. (Zu: „Pazifik Exil“).
- Schwartz, Tobias:** „Die Moderne im Exil“. In: Literaturen. 2007. H.11. S.68. (Zu: „Pazifik Exil“).
- Heyl, Tobias:** „Triptychon des Strandens“. In: Falter, Wien, 14.12.2007. (Zu: „Pazifik Exil“).
- Berger, Jürgen:** „Dada kommt noch wer!“. In: Süddeutsche Zeitung, 22.1.2009. (Zu: „Warum wir also hier sind“).
- Essig, Rolf Bernhard:** „Mein Papierverlies“. In: Frankfurter Rundschau, 24.3.2010. (Zu: „Offene Unruh“).
- Illies, Florian:** „Wir lesen – und schalten ab. Und zu“. In: Die Zeit, Literaturbeilage, März 2010. (Zu: „Offene Unruh“).
- Lehmkuhl, Tobias:** „Zu viel Lied gesungen“. In: Süddeutsche Zeitung, 19.4.2010. (Zu: „Offene Unruh“).
- Segebrecht, Wulf:** „Küss mich, bittebitte, küss mich“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 30.4.2010. (Zu: „Offene Unruh“).
- Becker, Artur:** „Der Tod ist bilderlos“. In: Rheinischer Merkur, 1.7.2010. (Zu: „Offene Unruh“).
- Braun, Michael:** „Die Liebe kennt keinen Fortschritt“. In: Badische Zeitung, 24.7.2010. (Zu: „Offene Unruh“).
- Rossmann, Andreas:** „Lyrik hinterm Scheunentor“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 29.7.2010. (Zur Veranstaltung: „Wege durch das Land“).

- Amrhein, Florian:** „Gedichte unserer Zeit“. In: Die Zeit, 4. 11. 2010. (Zu „In diesem Land“).
- Matt, Beatrice von:** „Durchzogene Bilanz“. In: Neue Zürcher Zeitung, 7. 12. 2010. (Zu: „Offene Unruh“).
- Braun, Michael:** „Die Totenuhr setzt mit uns ein und aus“. In: Stuttgarter Zeitung, 17. 12. 2010. (Zu: „Offene Unruh“).
- Schmidt, Christopher:** „Ich hab dann halt auch mein Registrierbüro aufgemacht“. In: Süddeutsche Zeitung, 13. 1. 2011. (Zu: „Lebensangst und Worthunger“).
- Apel, Friedmar:** „Wörter sind zu allem fähig“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 18. 2. 2011. (Zu: „Lebensangst und Worthunger“).
- Feßmann, Meike:** „Lasst tausend bunte Verse blühen“. In: Der Tagesspiegel, Berlin, 27. 2. 2011. (Zu „In diesem Land“).
- Apel, Friedmar:** „Bergbesteigung ohne Seil und Eispickel“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, Literaturbeilage, 8. 10. 2011. (Zu: „Textleben“).
- Schwartz, Tobias:** „Höhenflüge in Prosa“. In: die tageszeitung, 10./11. 12. 2011. (Zu: „Textleben“).
- Wiele, Jan:** „Lob der Recycling-Ästhetik“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 10. 1. 2012. (Zur Frankfurter Poetikvorlesung).
- Stäheli, Alexandra:** „Schreiben ist wie Betonmischen“. In: Neue Zürcher Zeitung, 26. 4. 2012. (Zu: „Textleben“).
- Jung, Werner:** „Drücke aus – bilde Sprache“. In: Neues Deutschland, 16./17. 6. 2012. (Zu: „Textleben“).
- Breidecker, Volker:** „Schluchzen, lallen, gurgeln“. In: Süddeutsche Zeitung, 7. 2. 2013. (Zur Frankfurter Poetikvorlesung).
- Sternburg, Judith von:** „Indezent, aber trotzdem“. In: Frankfurter Rundschau, 7. 2. 2013. (Zur Frankfurter Poetikvorlesung).
- Wiele, Jan:** „Latinum und Lalua“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 7. 2. 2013. (Zur Frankfurter Poetikvorlesung).
- Schwens-Harrant, Brigitte:** „Die Sprache tanzen lassen“. In: Die Furche, Wien, 3. 10. 2013. (Zu: „Atmen Ordnung Abgrund“).
- Schwartz, Tobias:** „Blasiges Blei. Michael Lentz huldigt Franz Mons Konkreter Poesie“. In: Der Tagesspiegel, Berlin, 20. 10. 2013. (Zu: „Zuflucht bei Fliegen“).
- Schwenger, Hannes:** „Dem die Seele fror wie Zünglein, Zeh und Ohr. Der Dichter Michael Lentz vollendet die Werkausgabe seines Vorgängers Jesse Thoor“. In: Der Tagesspiegel, Berlin, 5. 1. 2014.
- Braun, Michael:** „Passionen des ästhetischen Freelancers“. In: Neue Zürcher Zeitung, 22. 1. 2014. (Zu: „Atmen Ordnung Abgrund“).
- Fischer, Stefan:** „In der Schweigematte. Hörspiel trifft Film: Drei Beispiele einer spannenden Annäherung“. In: Süddeutsche Zeitung, 27. 3. 2014. (Zu: „größer minus größer“).
- Ächtler, Norman:** „Rhetorik ist eine Textmaschine“. Gespräch. In: Neue Rundschau. 2014. H.3. S.243–257.

- Ines Barner / Günter Blamberger (Hg.): „Literatur 2013: Michael Lentz. Dozentur für Weltliteratur“. Paderborn (Fink) 2014. (= Morphomata Lectures Cologne 12).
- Bischoff, Doerte:** „Flüchtlinge der NS-Zeit in der Gegenwartsliteratur. Norbert Gstreins ‚Die englischen Jahre‘ und Michael Lentz ‚Pazifik Exil‘“. In: Thomas Hardtke / Johannes Kleine / Charlton Payne (Hg.): Niemandsbuchten und Schutzbefohlene. Flucht-Räume und Flüchtlingsfiguren in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur. Göttingen (V&R unipress) 2017. S.199–220.
- Kämmerlings, Richard:** „Ist Absicht, ja. Vielleicht irritierend“. In: Die Welt, 25.8.2018. (Zu: „Schattenfroh“).
- Köhler, Andrea:** „Gottes Erziehungshölle“. In: Die Zeit, 30.8.2018. (Zu: „Schattenfroh“).
- Platthaus, Andreas:** „Tod, wo ist dein Griffel?“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 6.9.2018. (Zu: „Schattenfroh“).
- Braun, Michael:** „Der Letternagur“. In: Badische Zeitung, 8.9.2018. (Zu: „Schattenfroh“).
- Müller, Burkhard:** „Auf der Mauer, auf der Lauer“. In: Süddeutsche Zeitung, 28.9.2018. (Zu: „Schattenfroh“).
- Zeillinger, Gerhard:** „Wenn Väter und Mütter sterben“. In: Der Standard, Wien, 27.10.2018. (Zu: „Schattenfroh“).
- Braun, Michael:** „Der Teufel ist federführend“. Gespräch. In: Volltext. 2018. H.4. S.46–50. (Zu: „Schattenfroh“).
- Wilm, Jan** (Hg.): „Michael Lentz“. TEXT+KRITIK. 2019. H.222. (Mit Beiträgen von Michael Braun, Vanessa Geuen, Eugen Gomringer, Nora Gomringer, Michael Hirsch, Susanne Komfort-Hein, Sintje Maes, Friedrike Mayröcker, Franz Mon, Michael Mosebach und Jan Wilm).
- Zierden, Josef:** „Vater, Düren und ‚die ewige Eifel‘. Biographische Bezüge im Roman ‚Schattenfroh‘ des Schriftstellers Michael Lentz“. In: Eifeljahrbuch. Düren 2020. S.89–94.
- Metz Christian: „Michael Lentz: ‚Chora‘ – Buch der Woche“. In: Deutschlandfunk, Büchermarkt, 6. 3. 2023.
- Pohl, Ronald:** „Michael Lentz geht im Gedichtband ‚Chora‘ zum Nullpunkt der Schöpfung“. In: Der Standard, Wien, 21. 3. 2023.
- Lehmkuhl, Tobias:** „Amigo Imago“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, Literaturbeilage, 22. 4. 2023. (Zu: „Chora“).
- Plath, Jörg:** „Buchkritik: Heimwärts. Roman“. In: Deutschlandfunk Kultur, 1.3.2024.
- Michalzik, Stefan:** „Undenkbar, dass er das noch weiß“. In: Frankfurter Rundschau, 1.3.2024. (Zu: „Heimwärts“).
- Moritz, Rainer:** „Der Schriftsteller Michael Lentz über seine Herkunft: Die Familie war ein ‚Überwachungsstaat‘ und der Vater ein ‚Impulsprügler‘“. In: Neue Zürcher Zeitung, 4.3.2024. (Online).

Feßmann, Meike: „Deine Kindheit soll schöner werden“. In: Süddeutsche Zeitung, 8.3.2024. (Zu: „Heimwärts“).

Teutsch, Katharina: „Irrenhaus und Paradies“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, Literaturbeilage, 16.3.2024. (Zu: „Heimwärts“).

Dießelkämper, Berit: „Das Kind vom Kind vom Kind“. In: Die Zeit, 11.5.2024. (Zu: „Heimwärts“).

Alle Rechte vorbehalten. © edition text + kritik im Richard Boorberg Verlag GmbH & Co KG und Munzinger-Archiv GmbH, Ravensburg

Originalquelle: Kritisches Lexikon zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur, Stand: 01.05.2024

Quellenangabe: Eintrag "Michael Lentz" aus Munzinger Online/KLG – Kritisches Lexikon zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur
URL: <https://online.munzinger.de/document/16000000657>
(abgerufen von Verbund der Öffentlichen Bibliotheken Berlins am 11.10.2024)